

Gutes Leben – gute Geschichten

Einstimmung: 11. bis 16. November
Aktionszeitraum: 17. bis 24. November



Ein Buch ist ein Zauberteppich,
der dich woanders hinfliegt. Jeanette Winterson

Am 17. November starten wir mit unserem Aktionszeitraum „Gutes Leben – gute Geschichten“. Um die Wartezeit zu verkürzen, haben wir für Sie 12 kunterbunte Geschichten aus vergangenen Aktionszeiträumen ausgesucht, für jeden Tag zwei.

Aufgabe: gemeinsam lesen, vorlesen, erzählen und Geschichten verschenken

In der Aktionswoche laden wir Sie ein, täglich eine Geschichte zu lesen und/oder einem Familienmitglied vorzulesen. Wenn Sie wollen, können Sie schon jetzt damit anfangen.

Tauchen Sie ein in die Vielfalt der Erzählungen, die wir für diesen Aktionszeitraum ausgewählt haben. Ein eigener Teil widmet sich dem Thema, wie Eltern Geschichten mit ihren Kindern weiterspinnen oder erfinden können.

Das Hemd des Glücklichen

Ein König war einst so krank, dass der Tod ihn schon bei einer Hand nahm. Viele heilkundige Frauen und Männer hatten schon alles versucht. Die letzte der Weisen verkündete schließlich: „Der König kann nur genesen, wenn er sich des Nachts das Hemd eines wahrlich glücklichen Mannes unter sein Kissen legt.“

Nun wurden Boten ausgesandt, so ein Hemd zu suchen.

Doch wohin auch immer sie kamen, wen auch immer sie befragten, niemand konnte von sich sagen, wahrlich glücklich zu sein. Ja, manch einer schien anfangs reich oder gelehrt oder begabt oder geachtet über alle Maßen, doch wenn die Boten noch einmal und noch einmal nachfragten, kam jedes Mal heraus, dass auch dieses Glück eine Trübung hatte, dass Sorgen diesen quälten oder ein verstecktes Leiden jenen.

Endlich hatten sie schon aufgegeben, da kamen sie eines Abends in eine öde Gegend, wo nur ein Ziegenhirte mit seiner Herde lagerte.

„Der wird’s wohl nicht sein“, dachten die Boten, doch sie fragten auch ihn: „Bist du glücklich?“ „Was soll ich sonst sein?“, war die Antwort

des Mannes, „Jawohl, ich bin so rundum glücklich, wie einer nur sein kann. Jeden Tag hüte ich meine Ziegen, weiß, wohin ich gehöre und was ich zu tun habe. Jeden Abend bin ich satt und kann mich zufrieden schlafen legen. Die Vögel singen, das Gras ist reichlich, mein Bett warm und meine Ziegen sind friedlich.“

Da wurden die Suchenden ganz aufgeregt. Sie verlangten auf der Stelle, dass der Hirte ihnen sein Hemd gäbe. Doch dieser schüttelte bedauernd den Kopf: „Ein Hemd besitze ich nicht.“

Mit dieser dürftigen Nachricht, dass der einzig ganz glückliche Mensch, den sie gefunden hatten, gar kein Hemd besäße, kehrten die Boten zurück zum König.

Dieser schloss sich drei Tage lang ein und dachte nach. Es wird erzählt, dass er aus seiner Kammer kam, seinen ganzen Reichtum verschenkte und von diesem Tag an glücklich und gesund lebte.

erzählt von Frau Wolle, Illustration: Almuth Mota



Die Kuh ohne Muh

Die Kuh Amanda hatte es wirklich nicht leicht. Sie war so schrecklich schreckhaft! Der Traktor des Bauern, das Rauschen des Windes – alles erschreckte sie. Ja, sogar das Husten der Flöhe war für Amanda ein riesiger Schock! Die anderen Tiere hatten ihren Spaß damit.

„Muhu, Amanda!“, buhten sie die Schreckhafte hinterrücks an, und Amanda machte jedes Mal einen Satz. Wenn sie wieder landete, raste ihr Herz und ihre Knie fühlten sich wackeliger an als Original- Wackelpudding. Von so einem Schrecken erholte sich Amanda oft minutenlang nicht. Und eines Morgens fast überhaupt nicht mehr ...

Diesmal war der Spaßvogel der Hahn. In aller Griesgraufrühe, als Amanda noch schlief, schrie er genau neben ihrem Ohr: „Kikeriki!“

Amanda fuhr auf.

„Hu-uh!“, japste sie – und das war ihr letztes Wort. Wirklich wahr: Amanda hatte vor Schreck die Sprache verloren! Mit gesenktem Kopf stand sie da und brachte weder Muh noch Mäh heraus. Das tat den anderen Tieren jetzt aber wirklich leid! Und sie hatten wohl auch ein schlechtes Gewissen.

„He, Amanda, sag doch was!“, baten die Kühe, die Schafe, die Gänse, das Pferd und der Hahn. Doch Amanda blieb stumm. Nur ihre großen Augen sprachen, und es stand Angst darin und Mutlosigkeit.

Da sagte der Hahn: „Sie hat ihr Muh genau in dem Moment verloren, als ich sie weckte. Äh – schreckte. Bestimmt liegt es hier noch irgendwo.“ Den Tieren erschien das vernünftig. Und alle, alle machten sich auf die Suche nach Amandas Muh. Die Kühe suchten auf der Wiese.

Die Schafe entlang dem Zaun.

Die Gänse wühlten die Maulwurfshügel durch.

Das Pferd untersuchte die Büsche. Und der Hahn stocherte die Stelle rund um Amanda ab.

Amanda war noch immer starr und stumm. Wie der Hahn aber so unter ihren Beinen herumsuchte, regte sich plötzlich etwas in ihr. Sozusagen ein dringendes Bedürfnis.

„Kikeriki, kikeriki!“, schrie der Hahn, als er Amandas Fladen gerade noch haarscharf ausweichen konnte. Er sah zum Brüllen komisch aus, in seinem flatternden Schreck!

In Amanda rührte sich wieder etwas. Von tief im Bauch kam es her. Es kitzelte ihren Wiederkäuermagen, dort wo die Angst saß. Es gluckste zur Brust hinauf, dort wo die Mutlosigkeit hockte. Und es wallte den Hals hinauf – als muhendes Gelächter. Ja, Amanda lachte und lachte, wie sie noch nie zuvor gelacht hatte! Dazwischen japste sie in Richtung Hahn: „Tschuldigung. War keine Absicht. Aber jetzt sind wir wohl quitt!“

So hatte Amanda an einem Tag ihr Muh verloren und wieder gefunden. Durch Lachen. Und durch geteilten Schreck mit ihrem neuen Freund, dem Hahn.

von Susa Hämmerle aus: Trau dich, Ente!, Annette Betz Verlag

Wenn große Weisheit auf kleine Klugheit hört

Der große König Salomo war landauf, landab bekannt für seine Weisheit.

Eines Tages hörte die Königin von Saba von diesem Ruhm.

Da lud sie ihn an ihren Hof zu einem großen und reichen Festmahl. Köstlichkeiten über Köstlichkeiten schmückten die Tafel der Gastgeberin. Die besten Musiker des Landes spielten die wunderbarsten Weisen.

König Salomo aß, trank, genoss die Gesellschaft der klugen Königin und lauschte den Liedern.

Als das Mahl vorüber war, führte die Königin von Saba ihren Gast und die ganze Gesellschaft in einen großen Saal. Darin befanden sich Tausende und Abertausende von Blumen.

Blumen aus Gold und Silber, aus Granaten und Rubinen, Lapislazuli und Saphir, Jade und Jaspis, Smaragd und Sonnenstein, Malachit und Mondstein, aus Diamanten und Kristallen, funkelnde, strahlende, verzaubernde Blumen – eine schöner

als die andere.

Die Gastgeberin aber sprach:

„König Salomo, unter all diesen Blumen befindet sich eine einzige wirkliche Blume. Mit deiner Weisheit wird es dir sicher ein Leichtes sein, diese Blume gleich zu entdecken.“

Tausende und Abertausende von Blumen – wie sollte Salomo jemals die einzige wirkliche finden? Sollte er jede berühren, an jeder riechen? Was sollte er tun? Er hatte einen Ruf zu verlieren. Alle warteten und schauten ihn an. Dem König wurde heiß. Da bat er, man möge ein Fenster öffnen. Herein kam eine kühle Brise. Mit der kühlen Brise kam aber auch eine einzelne kleine Biene in den Saal. Salomo sah ihr zu. Diese Biene flog und flog und flog nun, bis sie schließlich auf einer einzelnen Blume landete. Salomo sah, auf welcher.

Und – bei aller Weisheit König Salomos – dieses Rätsel hat er nur gelöst, weil er auf den Rat einer kleinen Biene hörte.

erzählt von Frau Wolle

Die beiden Nachbarinnen

Es waren einmal zwei alte Frauen, die lebten in guter Freundschaft als Nachbarinnen. Sie kannten einander fast ihr Leben lang. Die eine hatte ihren Mann als Gast auf der Hochzeit der anderen kennengelernt. Ihre Kinder hatten miteinander am nahegelegenen Teich gespielt, ihre Männer einander bei der Arbeit ausgeholfen. Die eine hatte der anderen zugehört, als sie mit ihrer Tochter ständig stritt. Die andere hatte die eine getröstet, als ihr Sohn aus einem Krieg nicht mehr heimgekehrt war. Die beiden Frauen hatten einander beigestanden, als die Kinder, groß geworden, eins nach dem anderen das Haus verließen. Schließlich mussten sie beide im gleichen Jahr ihre Männer begraben.

Die zwei redeten über alles Mögliche, teilten Sorgen und Freuden.

Dabei gerieten sie eines Tages in einen Streit. Worum es ging, wird nicht erzählt. War es, weil sie mit dem Alter ein wenig sturer geworden waren, war es ein Missverständnis oder ein alter, nie ganz gelöster Groll, der schon lange schwelte?

Was auch immer der Anlass gewesen sein mag, dieser Streit war einfach nicht beizulegen. Ein Wort gab das andere, und jedes klang schärfer. Am Ende kam es noch schlimmer, denn irgendwann hörten sie auf zu sprechen.

Wenn aber zwei gar nicht mehr miteinander reden, kann ein Missverständnis auch nicht geklärt und ein Streit schwerlich beigelegt werden. Stattdessen wächst der Zorn auf beiden Seiten, der Ärger flammt ein ums andere Mal wieder auf, und in Gedanken wächst der Unmut. Als Tage und Wochen ohne eine Geste der Versöhnung vergingen, wurde es immer unmöglicher, einander zu vergeben. Die eine war auf die andere wütend, die andere auf die eine, und beide hatten ihre „guten Gründe“. Weil sie nicht mehr miteinander sprachen, machten sie ihrem Zorn in kleinen Gesten Luft. Böse Blicke, Gemurmel mit anderen Frauen auf dem Markt, ein fauler Apfel voller Wespen, der am Grundstück der Nachbarin lag, den Frauen kam so manches in den Sinn.

Da verfiel eine der beiden irgendwann auf den Einfall, einen Graben zwischen ihren Grundstücken zu ziehen und ihn mit Wasser aus dem Teich zu füllen. Als die andere das sah, ärgerte sie sich maßlos darüber, dass ihr das nicht selber eingefallen war.

An dem Tag, an dem sie über den mit Wasser gefüllten Graben gestolpert war, kam bei ihr ein Wanderer vorbei. Er war einer von denen, die von

der Hand in den Mund lebten und von der Arbeit, die sie da und dort fanden. Er hatte dunkle Locken, ein ehrliches, offenes Gesicht, einen klaren Blick und den Gang eines Menschen, der seit Jahren unterwegs ist. So einer wie er war wohl schon durch vieler Menschen Leben gewandert.

Der Fremde erinnerte die Frau ein klein wenig an den Ältesten ihrer Nachbarin, der einst aus dem Krieg nicht mehr heimgekommen war. Doch der wäre jetzt schon viel älter als dieser Fremde. Die Witwe fühlte sich einsam, seit sie nicht mehr mit ihrer Nachbarin sprach. Außerdem kann auch eine alte Frau sich wohl am Anblick und an der Gesellschaft eines gutgewachsenen, freundlichen jungen Mannes erfreuen.

Als er sie also nach Arbeit fragte, überlegte sie gut. Während sie ihren Blick über den Hof schweifen ließ, sah sie den Graben, und da kam ihr ein Einfall:

„Ja, ich weiß, was du tun kannst. Bau mir doch einen Zaun auf meiner Seite des Grabens, einen recht hohen, dann muss ich nicht einmal mehr hinüberschauen zur Nachbarin!“

Er meinte, das könne er wohl tun. Nachdem sie das Holz für den Zaun zusammengesucht hatten und die Werkzeuge, die er nicht selber dabei hatte, erzählte sie ihm abends am Feuer die ganze leidige Geschichte ihres Streits. Er wiederum teilte seine Märchen und Lieder mit ihr. Die, die sonst nichts besitzen, kein Land und kein Haus, sind oft reich an Geschichten und tragen viele davon zu den Menschen. Die Frau legte an diesem Abend besonders viele Scheite in den Kamin, weil sie sich an der Stimme des jungen Mannes gar nicht satthören konnte.

Am nächsten Tag war Markttag, und sie wollte in die Stadt. Sie ließ den Fremden allein zurück und dachte sich, einer, der einen so geraden Blick hat, würde wohl nichts stehlen und auch nicht vor getaner Arbeit verschwinden.

Am Ende dieses Tages kam sie wieder. Sie war so guter Laune wie lange nicht und freute sich auf einen zweiten Abend in angenehmer Gesellschaft. Von weitem schon hielt sie Ausschau danach, wie weit er mit seiner Arbeit gekommen war. Wer weiß, vielleicht war der Zaun ja schon halb fertig?

Doch sie kam näher und näher und konnte nicht einmal Pfosten entdecken, die er eingeschlagen hatte. Als sie schließlich ihren Hof erreichte, sah sie, dass der Wanderer aber nicht untätig gewesen war. Doch er hatte mit ihrem Holz und ihrer beider Werkzeug keinen Zaun gebaut, sondern

eine Brücke über den Graben.

Auf dieser Brücke stand die Nachbarin mit Tränen in den Augen und sagte zur Begrüßung: „Was für eine Geste! Du hast mich beschämt, lass uns endlich Frieden schließen.“

Ohne lange nachzudenken tun wir zuweilen die weisesten Dinge. Ohne zu überlegen lief die Frau nun von ihrer Seite auf die Brücke und umarmte ihre alte Freundin lange. Da floss das Wasser nicht nur unter der Brücke, sondern es fielen

auch Tränen aus den Augen der beiden.

An diesem Abend saßen sie zu dritt am warmen Feuer, teilten Geschichten und sangen alle drei. Die beiden Frauen waren dem Wanderer sehr dankbar. Am nächsten Morgen hätten sie so manche Arbeit für ihn gefunden und ihn gern noch eine Weile aufgehalten. Doch er meinte, er müsse weiterziehen, es gäbe für einen wie ihn noch einiges zu tun in dieser Welt.

Frau Wolle aus: König Lichterloh, illustriert von Almuth Mota, Tyrolia-Verlag-Innsbruck-Wien

Die Sage von der Frau Hitt

In alter Zeit, als das Tal um Innsbruck noch von Riesen bewohnt wurde, lebte hoch oben im Gebirge die Riesenkönigin Frau Hitt. Sie herrschte über ein blühendes Reich von Feldern, Wäldern und Höfen und ihr Felsenschloss glänzte wie ein Kristall bis in die Täler herab.

Aber die Riesenkönigin war hochmütig und hartherzig und wurde von ihren Untertanen mehr gefürchtet als geliebt.

Als Frau Hitt eines Tages auf ihrem Pferd einen steilen Pfad hochritt, trat eine Bettlerin mit ihrem Kind an den Wegrand. Die arme Frau streckte der Königin bittend die Hand entgegen: „Habt Mitleid, Herrin – schenkt mir ein Stück Brot für mein Kind!“

Da brach Frau Hitt einen Stein aus dem Fels, reichte ihn der Bettlerin und höhnte: „Da habt ihr euer Brot!“

Die Bettlerin ließ den Steinbrocken zu Boden fallen und rief voller Zorn: „Hart wie Stein ist dein Herz, Frau Hitt, und zu Stein sollst du werden!“

Die Riesenkönigin lachte nur über den Fluch, stieß die Bettlerin grob mit ihrem Ross zur Seite und ritt unbeirrt weiter empor zu ihrer Burg. Mitgefühl, Geduld und Zärtlichkeit kannte die grausame Frau Hitt nur für ihren kleinen Sohn. Ihn verwöhnte und verhätschelte sie sehr und erlaubte ihm alles zu tun, was er wollte.

Eines Tages spielte der Junge in Begleitung eines Waldhüters im nahen Bannwald. Da entdeckte er ein besonders schönes und schlankes Tannenbäumchen und rief: „Das da will ich haben! Daraus mache ich mir ein Steckenpferd!“

Der Waldhüter aber entgegnete: „Lasst den Baum bitte stehen, junger Herr! Den Bauern ist der ganze Bannwald heilig. Er soll ihre Höfe vor

den Lawinen und Muren schützen.“

Das Riesenkind aber herrschte seinen Begleiter an: „Halt den Mund! Ich bin der Sohn der Königin! Ich tue, was ich will!“

Wütend lief der Junge selbst zum Tännlein hin und wollte es mit aller Kraft knicken. Doch das biegsame Holz schlüpfte ihm durch die Hände, der Stamm schnellte zurück und schleuderte das Riesenkind ins Moor. Triefnass und über und über von schwarzem, übel riechendem Moor bedeckt, krabbelte der kleine Königssohn aus dem Sumpfloch und lief jämmerlich heulend heim zu seiner Mutter.

Frau Hitt tröstete das schluchzende Kind und befahl ihrem Diener: „Entkleide den Jungen und säubere ihn mit weichen Brotkrumen, damit seine zarte Haut nicht wund wird.“

Als der Kammerdiener erschrocken die Augen aufriss und seinen Ohren nicht zu trauen glaubte, schrie Frau Hitt ihn an: „Hast du mich nicht verstanden? Hol die Brotkrumen, aber sofort!“

Kaum hatte der verängstigte Diener mit der Säuberung des Königssohns begonnen, da erschütterte ein unerhörter Donnerschlag das Riesenschloss und grelle Blitze durchschnitten die Luft. Gewaltige Stein- und Schlammlawinen wälzten sich von den Bergen herab und eine entsetzliche Finsternis fiel über das Land. Als der Himmel wieder aufklarte, war aus dem blühenden Reich der Riesenkönigin eine öde, leere Wildnis geworden. Der Fluch der Bettlerin hatte sich erfüllt: Frau Hitt und ihr Riesensohn waren in graue Felsgestalten verwandelt, die für alle Zeit als steinernes Mahnmal auf der Nordkette über Innsbruck thronen.

Innsbruck Hötting/erzählt von Brigitte Weninger





Das besprochene Wasser

Einst lebten eine Frau und ein Mann, die waren noch nicht sehr lange verheiratet, aber auch nicht ganz kurz, sondern irgendwo dazwischen.

Obwohl sie schon etliche Jahre zusammen waren, ging es zwischen ihnen zuweilen immer noch recht leidenschaftlich zu. Doch leider nicht nur nachts bei der Liebe, sondern auch tagsüber beim Streit. Beide waren sie dann stur und zornig gleichermaßen. Dabei taten sie einander mit harten Worten so manches Leid an.

Die Frau ging eines Tages an den Rand des Dorfes, dorthin, wo das Kräuterweib lebte.

Diese Frau besuchte keiner einfach so, zu der ging nur, wer in Not war und Hilfe brauchte.

Die Ehefrau klagte ihr Leid: „Mein Mann und ich, wir lieben uns von Herzen. Aber manchmal streiten wir uns derart, dass er mich fast in den Wahnsinn treibt mit seiner Sturheit. Ich fürchte, dass eines Tages die Tür zwischen uns für immer zufällt. Wir sagen uns im Streit Dinge, die wir nicht so meinen, die wir aber nicht wieder zurücknehmen können.“

Die Kräuterfrau nickte. Sie wusste ja: Ein einmal ausgesprochenes Wort ist wie ein Pfeil, der niemals zurückgerufen werden kann.

Als die Besucherin ausgeredet hatte, schaute die Alte aus dem Fenster und dachte nach. Dann holte sie ein dickes altes Buch, fand darin eine ganz bestimmte Seite, las, schüttelte den Kopf und seufzte. Sie stellte ein paar Fragen – wie oft und wie lange die beiden stritten und wie sie sich versöhnten. Daraufhin holte sie ein anderes Buch. Dieses schlug sie auf gut Glück irgendwo auf und las, was da geschrieben stand. Endlich nickte sie zufrieden. Entschlossen ging sie in ihre Kammer und kam bald darauf wieder mit einer gläsernen Flasche, verschlossen mit einem Korken.

„Das“, so meinte sie nun gewichtig, „ist besprochenes Wasser. Ich habe nicht mehr viel davon, doch für deine Zwecke wird's schon reichen. Es hat damit eine besondere Bewandnis. Es ist sehr wirksam, doch nur, wenn es richtig verwendet wird. Also hör mir gut zu: Wenn der nächste Streit beginnt, musst du gleich anfangs einen Schluck von diesem Wasser in den Mund nehmen. Dann kommt das Schwierigste – du darfst es nämlich nicht hinunterschlucken und nicht ausspucken, sondern musst es im Mund behalten, so lange du nur kannst. Erst wenn es nicht mehr geht, spuckst du es hinterm Haus, nicht vor dem Haus, unter einem Obstbaum aus, ein Nussbaum tut es auch.“ Dankbar legte die Ehefrau viel Geld auf den Tisch. Weil die Alte eine ehrliche Haut war, gab sie

die Hälfte davon zurück. Weil sie aber auch von etwas leben musste, steckte sie die andere Hälfte ein.

Die Frau stellte die Flasche mit besprochenem Wasser zu Hause auf ein Brett an der Wand. Dann wartete sie auf den nächsten Streit.

Doch es war wie verwunschen, gerade weil sie darauf wartete, verging ein Tag nach dem anderen in völligem Frieden.

Erst eine Woche später begann der nächste Zank. Ihr Mann sagte etwas Verkehrtes und sie antwortete darauf ganz wütend, dann schoss er zurück und sie ... sie sah die Flasche an der Wand. Was sie gerade sagen wollte, brannte ihr zwar auf der Zunge, doch sie ging wild entschlossen zu dem Brett an der Wand, nahm einen Schluck besprochenes Wasser in den Mund und wartete.

Ihr Mann hatte die Antwort auf das, was sie hätte sagen wollen, schon im Kopf. Nach so vielen Jahren weiß der eine ja meistens, was der andere in einem Streit als nächstes sagen wird. Nur dass sie es nicht sagte. Das verwirrte ihn. Er schaute zu ihr hin. Sie erwiderte seinen Blick mit fest geschlossenen Lippen, denn mit dem Wasser im Mund konnte sie nicht sprechen.

Was nun kam, ist ungewöhnlich in einem Streit – es war ganz still. Still genug um nachzudenken. Weil keine Erwidierung gekommen war, hallten die letzten zornigen Worte des Mannes nach. Mit einem Mal erschien ihm, er habe es recht hart und schneidend ausgedrückt. Also sagte er es nochmals, doch ein wenig sanfter.

Die Frau machte Augen und dachte bei sich: Das Wasser wirkt! So behielt sie es im Mund.

Als er ihre Augen sah, fasste der Mann das, was er meinte, ein drittes Mal in Worte. Nun klang es schon gar nicht mehr böse.

So ging es immer weiter, ihre Augen wurden größer, seine Worte sanfter, das Wasser wirkte! Am Ende kam es so weit, dass er gar über das nachdachte, was seine Frau gesagt hatte, bevor sie verstummt war. Schließlich gab er sogar zu, dass sie zwar nicht zur Gänze Recht hatte, meinte aber, sie habe auch nicht völlig Unrecht.

Als sie endlich das Wasser hinterm Haus unter den Kirschbaum spucken ging, folgte ihr Mann auf dem Fuß. Unter den blühenden Zweigen saßen die zwei bald wieder wie zwei Turteltauben beieinander. Einige Flaschen musste sie schon noch holen vom Rand des Dorfes, doch ihre Ehe hielt ein gemeinsames Leben lang.

frei erzählt von Frau Wolle nach Volksüberlieferungen, www.frauwolle.at

Warum im Wald wieder Ruhe herrscht

Kennt ihr Ferdinand und Mara? Nein? Hier im Wald kennt sie jeder.

Ferdinand ist das rostrote Eichhörnchen, das inzwischen leicht an seiner kahlen Stelle im Fell zu erkennen ist. Mara ist eine Waldmaus und die beste Freundin von Ferdinand. Maras Name ist eigentlich Marina. Doch die Eule, die einfach alles weiß, hat ihr irgendwann einmal gesagt, dass ihr Name „Hafen“ bedeutet. Wer will als Maus schon „Hafen“ heißen, hier im Wald, wo weit und breit keine Boote zu finden sind.

Das bereitete ihr ein wenig Kummer, doch die Eule wusste Rat: „Wie wäre es mit Mara?“, schlug sie vor, „sozusagen als Abkürzung für Marina?“ „Denn Mara“, so die Eule weiter, „bedeutet im Weißrussischen ‚Traum‘ und in Igbo, einer Sprache, die in Afrika gesprochen wird, bedeutet es ‚schön‘.“ Obwohl Marina weder von Weißrussland noch von Igbo eine Ahnung hatte, gefiel ihr der Gedanke, „Traum“ und „schön“ zu heißen. „Das passt zu mir“, dachte sie und seither heißt sie Mara.

Ferdinand und Mara waren die allerbesten Freunde, bekannt für ihren Übermut, aber auch für ihren Mut. Es war Anfang November und der Waldtümpel war bereits gefroren, da tönte am Ende einer besonders kalten Nacht ein schauriges Geheul durch den Wald. Genau aus jenem Teil, in den sich niemand hinein traute. Es wurde gemunkelt, dass hier ein Riese haust, der gerne Waldtiere verspeist und kaum jemand möchte wohl im Schlund eines Riesen landen.

„Gehen wir nachschauen, was da los ist?“, fragte Ferdinand. „Nichts wie hin“, meinte Mara. Denn die beiden kannten keine Furcht und wenn sie sich fürchteten, so gaben sie es nicht zu. Der Weg dauerte länger als sie gedacht hatten. Der Wald war sehr dicht und selbst für kleine, geschickte Tiere schwer zu durchdringen. Die Dämmerung brach herein. „Wir müssen uns einen halbwegs warmen Platz für die Nacht suchen“, sagte Mara. Es war bereits stockdunkel und die Müdigkeit machte beiden zu schaffen. „Hier“, so rief Ferdinand erfreut, „scheint eine Höhle zu sein“. Als sie in das Loch hineinschlüpfen, roch es fast ein wenig wie in einem Stall: ein bisschen muffelig und doch heimelig. Auf alle Fälle war man von allen Seiten geschützt.

Die beiden wünschten sich eine gute Nacht und zur Vorsicht, und weil sie sich doch ein wenig fürchtete, sprach Mara in Gedanken noch ein Gebet: „Lieber Gott, beschütze uns den ganzen morgigen Tag und lass’ es hier keinen Riesen geben, oder zumindest nur einen ganz kleinen.“

Dann schlief sie beruhigt und friedlich ein.

Doch das Erwachen war grausam!

Ferdinand und Mara wussten nicht, wie ihnen geschah: Sie wirbelten durch die Luft, landeten unsanft auf dem Boden und wurden von einem Ungetüm angebrüllt: „Was macht ihr hier in meinem Schuh?“ Tatsächlich waren die beiden im linken Schuh des Riesen gelandet, den es also tatsächlich gab – und er war so groß, dass der Schuh durchaus als Höhle herhalten konnte. Vermutlich stimmte also auch das Gerücht, dass der Riese Waldtiere verspeiste.

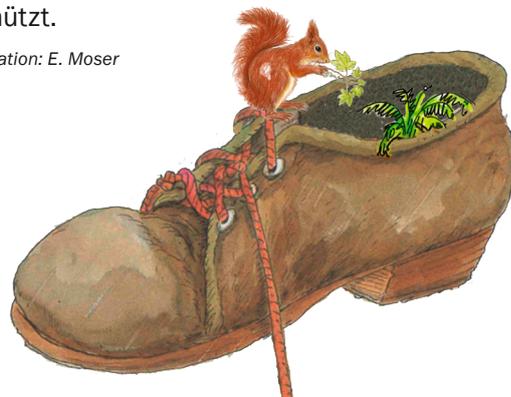
Beide glaubten, ihre letzte Stunde hätte geschlagen und Mara nahm sich fest vor, den Riesen in die Zunge zu beißen, sollte sie ihm als Frühstück dienen. Der Riese schlüpfte in seine Schuhe und es entfuhr ihm ein wohliger Seufzer. Es war die eisige Kälte, die ihm in kalten Nächten sehr zu schaffen machte und ihn zum Seufzen und Brüllen gebracht hatte. Nun war der Schuh von unseren beiden Freunden gut gewärmt, und das tat dem Riesen einfach wohl. Mara und Ferdinand wurden nicht verspeist und dienten dem Riesen als lebendige Wärmflaschen. Die halbe Nacht schliefen sie im linken Schuh und die halbe Nacht im rechten. Oder war es umgekehrt?

Nach ein paar Tagen machten Mara und Ferdinand dem Riesen, der ihnen inzwischen ans Herz gewachsen war, einen Vorschlag: „Lass uns nach Hause gehen“, meinten die beiden, „und wir sorgen dafür, dass deine Füße selbst in den kältesten Nächten warm bleiben.“ So wurde es dann auch gemacht.

Moos und lose Federn wurden gesammelt, Ferdinand opferte ein wenig von seinem Fell, Mara stibitzte aus einem Stall ein wenig Stroh und fand dabei auch noch Reste von Schafwolle – und alles zusammen wurde in den Schuhen eingebettet. Sogar ein wenig Rinde. All diese feinen Dinge aus der Natur sorgten dafür, dass es der Riese immer warm hatte in seinen Schuhen. Und so kehrte im Wald wieder Ruhe ein.

Zum Schluss seien noch zwei Dinge erwähnt: Weil Mara zu all den wärmenden Dingen noch ein wenig wilde Pfefferminze dazu mischte, roch es in den Schuhen auch nicht mehr so muffelig. Der Riese war ein Vegetarier – also hat das Gebet vielleicht doch ein bisschen genützt.

R. Kleissner, Illustration: E. Moser



Da lachte die Fee!

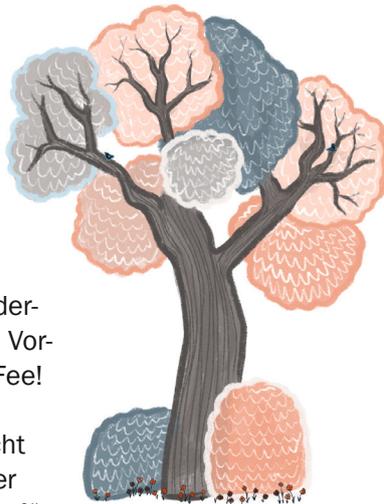
Vor langer, langer Zeit, war's gestern oder war's heut, da lebte einmal ein Bauer. Der hatte zusammen mit seiner Frau und seiner alten Mutter ein hartes Leben. Trotz aller Mühe und Arbeit reichte es gerade zum Nötigsten. Oft war Schmalhans Küchenmeister.

Einmal ging der Bauer im späten Herbst in den Wald, um einen Baum zu fällen. „Ach“, seufzte er, „warum kann das Leben nicht ein wenig leichter sein. Immer nur schufteten, schufteten, schufteten. Und was schaut dabei heraus – nichts als das nackte Überleben.“ Schweren Schrittes stapfte er hinauf in den Bergwald.

Na ja, immerhin war der Baum, den er fällen wollte, groß und mächtig. Dafür würde er gutes Geld bekommen. Das würde das Leben wieder ein klein wenig leichter machen.

Beim Baum angekommen, packte der Bauer das Werkzeug aus. Er nahm die Hacke und holte damit aus, als ob er den Baum mit einem Hieb umhauen wollte.

In diesem Moment aber ging der Baum vor ihm auf. Eine wunderschöne Frau kam zum Vorschein: Das war eine Fee! „Halt ein!“, rief sie. „Schlag den Baum nicht um! Verschone ihn! Der Baum ist mein Zuhause!“



Der Bauer war baff. Er stand da, fassungslos, wie vom Blitz getroffen. „Na, wenn das so ist ...“, stammelte er, „... dann ... dann verschone ich ihn halt, den Baum. Aber wir bräuchten halt das Geld!“ „Hör zu, Bauer“, beruhigte ihn die Fee, „was du tust, soll nicht umsonst geschehen. Dafür, dass du meinen Baum verschonst, gebe ich dir die Kraft, dass dir ein Wunsch in Erfüllung geht. Gleich, was du dir wünschst!“

Der Bauer musste das alles erst fassen. Er brauchte Zeit, Zeit zum Nachdenken. „Da habe ich aber eine Bitte!“, sagte er. „Das alles will gut überlegt sein. Gib mir dafür ein wenig Zeit!“ „Gut“, sagte die Fee, „das ist ein weiser Vorschlag. Komm in drei Tagen wieder und sag mir, was du dir wünschst. Das wird dann erfüllt werden.“ Im nächsten Moment stand der Baum wieder da wie eh und je. Von einer Fee war nichts mehr zu

sehen. Der Bauer aber packte sein Werkzeug wieder zusammen und machte sich auf den Heimweg. Dabei überlegte er die ganze Zeit: Was sollte er sich wünschen?

Ein Schloss mit prächtigen Schätzen und einer großen Dienerschaft wäre verlockend. Oder doch lieber einen imposanten Gutshof mit viel Vieh und viel Grund? Damit hätte man immer ein gutes Leben, und gesund wäre es wohl auch!

Zuhause angekommen war er immer noch in Gedanken versunken. „Mein lieber Mann, du bist heute aber früh zurück!“, meinte seine Frau.

„Liebe Frau, du wirst es nicht glauben, was heute geschehen ist“, sagte er mit leuchtenden Augen, und doch ist es wahr!“

Drauf erzählte er ihr von dem Baum, von der Fee und von dem Wunsch. „Und jetzt überlege ich schon die ganze Zeit, was wir uns wünschen sollen, damit wir ein gutes Leben haben: Vielleicht ein prächtiges Schloss oder einen stattlichen Gutshof?“

„Was sagst du? Wir haben einen Wunsch frei? Der wird erfüllt – gleich was es ist – und du, du denkst nur an Geld und Gut?“, hakte seine Frau ein. „Das ist doch ganz klar, was wir uns wünschen: Ein Kind möchte ich! Endlich kann unser sehnlicher Wunsch nach einem Kind erfüllt werden! Gibt's denn etwas Schöneres?“

„Aber nein, Frau, überleg doch einmal“, meinte der Mann, „wir haben selber kaum genug zum Beißen – und du willst ein Kind? Wie sollen wir denn auch noch ein Kind durchbringen? Da leiden wir doch alle miteinander Hunger und Not.“

„Nein“, gab die Frau zurück, „es heißt doch: Schickt der Herrgott das Haserl, so schickt er auch das Graserl! Wenn wir erst das Kind haben, wird sich schon alles finden. Und ich möchte ein Kind!“ Sie setzte sich hin und weinte bitterlich.

Da kam die alte Mutter des Bauern herein. „Was hast du denn?“, fragte sie die junge Bäuerin, „warum weinst du?“

„Ach, es ist wegen deinem Sohn“, klagte die Junge, „jetzt könnte mein Wunsch nach einem Kind endlich in Erfüllung gehen. Aber er, er denkt nur an Geld und Gut.“ Drauf erzählte sie der alten Frau von dem Baum, von der Fee und dem Wunsch.

Da wurde die Alte ganz ernst und meinte bitter: „Ja, so seid ihr! Ihr denkt immer nur an euch! – Ich spüre, dass ich auf meine alten Tage blind werde. Mehr und mehr lässt mein Augenlicht nach. Soll ich denn blind in die Grube rumpeln? Nein! Ich möchte wieder sehen – und zwar klar und deutlich. Jetzt könnte mir der Wunsch erfüllt werden.“

Aber wer kümmert sich um eine alte Frau, für die es dunkel wird im Leben.“ Sie setzte sich auf die Ofenbank und weinte ebenfalls bitterlich in sich hinein.

Der Bauer wusste jetzt überhaupt nicht mehr, wo ihm der Kopf stand. Was sollte er nur tun? In seiner Not ging er an die frische Luft, um wieder einen klaren Kopf zu bekommen – hinaus in den Wald. Dort setzte er sich unter einen Baum. Bald darauf war er eingeschlafen.

Als er wieder munter wurde, musste er kurz überlegen: Wo und warum war er denn da? Ach ja, der Wunsch! Und in diesem Moment wusste er, wie er es angehen musste. Gleich machte er sich auf zum Baum.

Dort klopfte er sacht gegen den Stamm. Da ging der

Baum auf. Die Fee kam wieder zum Vorschein. „Weißt du jetzt, was du dir wünschst?“, fragte sie ihn. „Ja“, sagte er bestimmt, „ja, das weiß ich ganz genau.“

„Dann sprich!“, sagte die Fee.

„Hör zu!“, sagte er entschlossen. „Ich wünsche mir, dass meine alte Mutter mit bestem Augenlicht und klarem Blick zuschaut, wie meine liebe Frau unser neugeborenes Kind voll strahlender Gesundheit in eine Wiege aus Gold, Edelsteinen und Diamanten legt!“ Da lachte die Fee.

„Gut“, meinte sie, „so soll es sein!“

Und genauso war es auch. Sie haben das Ziel ihrer Wünsche erreicht, heißt es. Geb's Gott, dass wir es auch erreichen!

Helmut und Ursula Wittmann aus: Das Geschenk der zwölf Monate, illustriert von Agnes Ofner, Tyrolia-Verlag, Innsbruck-Wien

Der junge Alte

Einst gab es eine Königin, die so weise und umsichtig herrschte, dass eine Zeit des Glücks in ihrem Reich anbrach. Sie hatte die Angewohnheit, alleine durchs Land zu reiten, um zu erfahren, was die Menschen sprachen, und zu verstehen, was sie brauchten. Eines Tages war sie unterwegs und kam dabei an den Rand eines Waldes.

Dort sah sie einen sehr alten Mann bei der Arbeit. Als sie näher kam, erkannte sie, dass er dabei war, Bäume zu pflanzen. Doch er grub keine Fichten ein, die schnelles Holz und rasches Geld bringen. Nein, der Greis pflanzte eine Eiche, einen Holzapfelbaum, eine Esche, eine Linde ... und noch manch anderen Baum.

Die Königin wunderte sich darüber, denn sie wusste, wie lange diese Bäume brauchen, um zu wachsen. So stieg sie vom Pferd, grüßte freundlich und fragte den Alten: „Höre, was mühest du dich so ab? Du wirst nie im Schatten dieser Bäume sitzen können. Nie wirst du die Eicheln sammeln oder aus den Holzäpfeln Schnaps brennen. Nie wirst du die Eschenblätter an deine Ziegen verfüttern oder unter der Linde Hochzeit halten. Warum machst du dir die ganze Arbeit?“

Der Alte richtete sich langsam auf, schaute der Königin ins Gesicht und antwortete bedächtig: „Meine Königin, es ist so, wie es sein muss. Diejenigen, die vor mir kamen, haben die Bäume für mich gepflanzt und den Wald gehegt. Ich aber, ich pflanze sie für diejenigen, die nach mir kommen werden.“

Diese Antwort gefiel der Herrscherin. Weil sie eine Königin war, griff sie in ihre Tasche und schenkte dem alten Mann als Lohn für seine Weisheit ein ganzes Goldstück.

Dieser nahm es, verneigte sich und meinte: „Sieh,

wie es mir ergeht! Die meisten Bäume tragen erst nach vielen Jahren Früchte. Diese hier habe ich eben erst gepflanzt und schon jetzt haben sie mir Ernte eingebracht.“

Da musste die Königin lachen und staunte noch einmal über die Klugheit des Alten. Weil sie oft wenig zu lachen hatte, schenkte sie dem Greis ein zweites Goldstück. Dieser verneigte sich daraufhin noch tiefer mit den Worten: „Meine Königin, wieder kannst du sehen, wie mein Leben verläuft. Die meisten Bäume tragen ja nur einmal im Jahr Früchte, diese hier haben mir heute schon zwei Mal zur Ernte verholfen.“

Die Herrscherin fragte ihn nun: „Wie alt bist du, guter Mann?“ Da antwortete er ohne zu zögern: „Zwölf Jahre alt.“ Die Königin runzelte die Stirn: „Wie kann das sein, du siehst aus wie ein Greis!“

Mit der Bedächtigkeit eines Menschen, der ein ganzes Leben hinter sich und nicht mehr so viele Jahre vor sich hat, erwiderte er lächelnd: „Ach, weißt du, es ist so: Unter deinem Vorgänger gab es Unrecht, Not und Krieg. Das war kein rechtes Leben. Erst seit du Königin geworden bist, herrschen hier Frieden, Wohlstand und Gerechtigkeit. Erst da hat mein Leben wirklich begonnen. Das aber ist gerade einmal zwölf Jahre her.“

Berührt von diesen Worten konnte die Königin nicht umhin, dem Alten ein drittes Goldstück zu schenken. Sie nickte dabei nachdenklich. Dann wandte sie sich zu ihrem Pferd, stieg auf und meinte zum Abschied: „Ich danke dir für deine Worte. Wenn ich länger hier bliebe, würde ich wohl noch mehr Weises hören und dir würde am Ende all mein Gold gehören.“

Frau Wolle aus: König Lichterloh, illustriert von Almuth Mota, Tyrolia-Verlag, Innsbruck-Wien

Die Schildkröte

Jana sitzt im Wohnzimmer und arbeitet an ihrem Ferienbuch. Sie hat einen langen Papierstreifen zickzack zu einer Ziehharmonika gefaltet. In jeden Zick und in jeden Zack zeichnet Jana etwas Spannendes oder Lustiges, das sie in den Ferien erlebt hat. Jana zeichnet und zeichnet und zeichnet. Dann muss sie sich am ersten Schultag nicht den Mund fusselig reden. Sie zeigt der Lehrerin und den anderen Kindern einfach ihr Ferienbuch. Fertig.

Papa und sein bester Freund Hannes sitzen in der Küche und unterhalten sich. Manchmal weht ein Wortfetzen zu Jana herüber. Die meiste Zeit reden die beiden nur uninteressantes Zeug. Doch dann horcht Jana auf. WAS hat Hannes da gesagt? Er brütet Schildkröten aus?

„Was für welche sind es denn?“, fragt Papa gerade.

„Griechische Landschildkröten“, antwortet Hannes.

„Ich bin schon gespannt, wann sie schlüpfen.“

Jana kommt das komisch vor. Wie soll denn das funktionieren mit dem Brüten? Sie kann sich Hannes nicht vorstellen, wie er auf den Schildkröten-eiern sitzt. Und was tut er, wenn er in die Arbeit muss? Nimmt er die Eier mit ins Krankenhaus? Oder hat er extra Urlaub genommen?

Papa erklärt ihr, wie Hannes brütet: Er hat sich einen Brutbehälter in der Zoohandlung gekauft. Der macht das ganz von alleine. Niemand muss auf den Eiern sitzen. Sehr praktisch. Ende August oder Anfang September sollen die kleinen Schildkröten schlüpfen. Papa hat eine Überraschung für Jana: Sie darf eine Baby-Schildkröte haben!

„Darf ich mir selbst eine aussuchen?“, fragt Jana aufgeregt.

„Selbstverständlich“, nickt Papa. „Ihr müsst ja zusammenpassen.“

Den Rest der Ferien ist Jana ganz zappelig. Sie kann an nichts anderes mehr denken als an die Schildkröten. Zwei Mal darf sie Hannes zu Hause besuchen und den Brutkasten ansehen. Hoffentlich schlüpfen die Kleinen rechtzeitig vor Schulanfang! Dann kann Jana noch ein Porträt von ihrer Schildkröte ins Ferienbuch zeichnen. Und wer weiß, vielleicht darf die Schildkröte sogar mit in die Schule?

Am letzten Ferien-Freitag ruft Hannes schließlich an, so früh am Morgen, dass die ganze Welt noch schläft. Nur Mama ist schon munter, weil sie ins Büro muss. Sie steht in der Küche und trinkt ihren Augen-auf-Kaffee, als das Telefon klingelt.

Und plötzlich kriegen alle einen Mords-Schrecken.

Mama kriegt einen Mords-Schrecken, weil sie zusammenzuckt und den Kaffee verschüttet und sich eine frische Hose anziehen muss und fast zu spät zum Bus kommt.

Jana kriegt einen Mords-Schrecken, weil Mama sie mitten im Traum aufweckt und ihr hastig den Telefonhörer in die Hand drückt.

Papa kriegt einen Mords-Schrecken, weil Jana plötzlich neben ihm im Bett auf und ab hüpfert und aus voller Kehle singt.

„HEUTE KANN ES REGENEN, STÜRMEIN ODER SCHNEI'N“, singbrüllt Jana.

Papa reißt die Augen auf. Er sieht aus, als hätte er ein Gespenst gesehen. Mindestens eines.

„Bist du wahnsinnig?“, keucht er.

„DENN DU STRAHLST JA SELBER WIE DER SONNENSCHNEIN“, brüllsingt Jana weiter.

„Ich strahle nicht“, ruft Papa, „ich hätte nämlich gerade fast einen Herzinfarkt bekommen!“

„HEUT' IST IHR GEBURTSTAG, DARUM FEIERN WIR ...“

Papa nimmt seinen Polster und wirft ihn mit voller Wucht auf Jana. „Ruhe im Reich der Singgespenster!“, ruft er und kitzelt Jana, dass sie keinen Ton mehr rauskriegt.

„Jetzt einmal langsam für alte, verschlafene Männer“, lacht Papa schließlich. „Wer hat Geburtstag?“

„Meine Schildkröte!“, japst Jana.

Papa und Jana hüpfen so schnell in ihre Jeans wie noch nie. Ohne Frühstück und ohne Zähneputzen stehen sie wenig später vor Hannes' Haustür. Hannes macht ihnen auf und verschwindet sofort wieder. Neben dem Brutkasten im Wohnzimmer ist eine Kamera aufgebaut. Hannes hat alles gefilmt. Und er filmt noch immer, denn das Abenteuer ist noch nicht zu Ende. Jana hat Glück: Eine einzige letzte Schildkröte ist noch immer mitten beim Schlüpfen! Jana sieht schon ein kleines Loch in der Eierschale und dünne Risse rundherum.



Immer und immer wieder stößt ein kleiner Kopf von innen gegen das Loch. Jedes Mal platzt ein kleines Stück Schale weg.

Das ist so wunderschön und so spannend, dass sie ihre Augen nicht abwenden können, Hannes nicht, Papa nicht und Jana sowieso nicht. Schließlich ist die Schildkröte heraußen. Begeistert hüpfte Jana auf und ab, extra leise, auf den Sockenspitzen, damit die frisch geschlüpfte Schildkröte nicht auch noch einen Mords-Schrecken bekommt.

„Schau mal, wie kugelrund die am Anfang noch sind“, flüstert Hannes. „Später werden sie dann länglich. Wenn du regelmäßig Fotos machst, kannst du das richtig beobachten.“

Vorsichtig nimmt Hannes die frischgeschlüpfte Schildkröten-Babys aus dem Brutkasten und setzt sie in einen Behälter mit Wasser. Sofort beginnen alle zu trinken. Das sieht so unglaublich süß aus! Danach kommen die Kleinen in ihren Käfig. Jetzt können sie sich erst einmal ausruhen und sich an die Welt gewöhnen.

Jana hat sich genau gemerkt, wie die Schildkröte aussieht, die als letzte geschlüpft ist. Das Muster auf dem Panzer und das liebe Gesicht würde sie jederzeit wiedererkennen, sogar auf einer Insel, auf der nur Schildkröten leben und sonst niemand. Das ist ihr kleiner Liebling. Jana ist jetzt eine Tiermama! Für immer und ewig! Am nächsten Tag holen sie die kleine Schildkröte nach Hause. Hannes borgt ihnen ein kleines Terrarium, das er schon extra hergerichtet hat. Ein Futternapf ist drinnen, ein Wärmestein, auf dem sich die Schildkröte aufwärmen kann, ein Schwimmbecken und eine Höhle zum Verstecken und Schlafen.

„Oh, ist die winzig!“, ruft Mama entzückt.

„Wie heißt sie denn?“ Jana schaut verblüfft. Darüber hat sie sich noch gar keine Gedanken gemacht!

„Wir finden schon einen Namen“, sagt Mama.

„Ist das ein Männchen oder ein Weibchen?“

Jetzt macht Jana noch größere Augen. Ihr fällt wieder ein, was Hannes gestern gesagt hat: Am Anfang sieht man noch nicht, ob die Schildkröte ein Männchen oder ein Weibchen ist. Das dauert jahrelang! Aber man kann ja nicht einfach jahrelang gar nicht heißen! Jana muss sich dringend einen Namen überlegen, der für beides sein kann, für Schildkrötenmänner und Schildkrötenfrauen.

„Maxi!“, meint Mama. „Dann kann sie später Maximiliane heißen oder Maximilian!“

„Freddy!“, ruft Papa begeistert. „Für Frederik

oder Frederike.“

Jana zuckt nur mit den Schultern. Sie ist ratlos. Schnell ruft sie Sebastian an. Wozu hat man denn einen besten Freund? Aber Sebastian hat nur unsinnige Ideen: Urschl, Piepmatz, Schildi ... „Die Schildkröte heißt gar nicht“, verkündet Jana schließlich. „Seid einfach lieb zu ihr. Ich finde schon noch einen Namen. So etwas Wichtiges braucht Zeit.“

Im Moment gibt es wirklich Dringenderes zu tun: Die kleine Schildkröte kennt sich überhaupt nicht aus auf der Welt. Sie findet ihr Futter nicht. Sie hängt mit einem Bein im Schwimmbecken und kommt weder rein noch raus. Und als sie versucht, auf den Wärmestein zu klettern, fällt sie nach hinten um und landet auf dem Panzer. Gut, wenn man die fürsorglichste Tiermama der Welt hat! Jana muss ihrem Schützling alles beibringen. Sie füllt ihre Jausendose mit Wasser. Das ist das Übungsschwimmbecken. Mit ein bisschen Hilfe geht es gleich ganz gut mit dem Schwimmen. Mit saftigen Salatblättern bringt Jana der Schildkröte bei, ihren kleinen Zungenschnabel zu gebrauchen. Am Anfang muss sie die Blätter noch fuzzi klein herschneiden. Auf der Terrasse übt Jana mit ihrem Tierkind, über die Türschwelle zu klettern, ohne umzufallen. Das passiert der Kleinen nämlich ziemlich oft. Dann liegt sie auf dem Panzer und strampelt mit den Beinen. Ohne Hilfe kommt sie nicht mehr hoch. „Mach dir keinen Kopf deswegen“, wispert Jana und gibt der Kleinen ein Bussi auf den Panzer. „Das kriegen wir schon noch hin.“

Leider darf die Schildkröte nicht mit in die Schule. „Es heißt ja Schildkröte und nicht Schulkröte“, sagt Mama und damit ist die Diskussion beendet. Am Abend liegt Jana noch lange wach im Bett. Sie ist so glücklich, dass sie unmöglich einschlafen kann. Es ist unglaublich: Die Schildkröte wird sooooo alt, Janas KINDER werden sie noch kennen- lernen! Dann ist Jana schon Tieroma ... Gut, dass Jana sie so früh bekommen hat. So haben sie noch ein langes Leben miteinander. Gerade als ihr dann doch die Augen zufallen, hat Jana plötzlich den perfekten Namen für die kleine Schildkröte. Sie springt aus dem Bett und kniet sich vor das Schildkröten-Zuhause.

„Du heißt Paulchen, mein Schatz“, flüstert sie.

„Wenn du ein Bub bist, nennen wir dich später Paul. Und wenn du ein Mädchen bist, wirst du meine kleine Pauline.“ Zufrieden schlüpft Jana wieder unter die Bettdecke.

„Schlaf gut, Paulchen“, gähnt sie. Und dann schnarchen sie alle beide: Jana und Paulchen.

Sarah M. Orlovský aus: Neue Geschichten von Jana, Tyrolia-Verlag · Innsbruck-Wien

Der größte Schatz

Am Rande der Wüste lebten einst in einer Beduinensiedlung zwei Freunde mit Namen Nabek und Dagar. Sie kannten einander ihr Leben lang, waren zusammen aufgewachsen und ihre Zelte standen immer nebeneinander.

Nabek besaß ein wunderschönes Pferd. Es war dunkel wie die Nacht und leichtfüßig wie der Wüstenwind, dabei stark, mutig und wild. Oft ritt Nabek auf seinem Pferd durch die Wüste, auch nachts. Unter dem weiten, sternenübersäten Himmel ließ er dann manchmal das Tier laufen, so schnell es wollte. Die Freiheit und Freude, die er dabei empfand, waren sein kostbarstes Glück. Er behandelte das Pferd wie einen Schatz, mit Liebe und Sorgfalt.

Dagar sah Nabek oft reiten. Er wurde irgendwann von der Sehnsucht ergriffen, auch ein Pferd zu haben. Doch er wollte nicht irgendein Pferd, sondern eines wie dieses. Ja, und im Grunde wollte er nicht ein Pferd, das dem seines Nachbarn nur ähnelte, sondern er wollte Nabeks Pferd besitzen.

Aus der Sehnsucht wurde ein Wunsch, aus dem Wunsch wurde mit der Zeit Verlangen, und schließlich war Dagar von den Gedanken an das schöne Tier wie besessen. Tag und Nacht träumte er davon, kein Essen schmeckte ihm mehr, kein Schlaf erquickte ihn, nichts erfreute ihn, er musste dieses Pferd haben.

So sammelte er seine Münzen zusammen, ging mit einem ledernen Beutel zu seinem Freund und Nachbarn und bot ihm all sein Geld.

Nabek lachte verwundert: „Was bringt dich auf den Gedanken, mein Pferd sei zu verkaufen? Du weißt doch, wie kostbar es für mich ist und, dass ich es über alles liebe.“

Doch Dagar meinte: „Ich kann noch mehr Geld bringen, so viel wie du nur möchtest, doch ich bitte dich, schick mich nicht fort, verkaufe es mir.“ So ging es eine Weile hin und her, bis er einsehen musste, dass Nabek das Tier für kein Geld der Welt hergeben würde.

Dagar ließ der Gedanke an das Pferd aber nicht mehr los. Eines Nachts, als es sehr dunkel war und auch der Mond die Wüste nicht mehr erhellte, ersann er schließlich einen Plan.

Er stand in der nächsten Nacht auf, bedeckte sein Gesicht mit Lehm, wickelte sich in Lumpen und zog einen Mantel mit Kapuze an. So verhüllt legte sich Dagar dort in der Wüste auf den Boden, wo Nabek oft im Morgengrauen vorüber-

ritt. Er lag da, hörte, wie der frühe Tag begann, und endlich vernahm er auch Hufschläge auf der Erde, die rasch näher kamen.

Nabek sah schon von Weitem ein Bündel im Sand liegen, erkannte, als er näher kam, dass es ein Mensch war, und hörte schließlich ein Stöhnen. So dachte er, dass sich jemand in der Wüste verirrt habe, am Verdursten und in Not sei. „Ich muss ihn gleich in die Siedlung bringen, er wird Wasser und Hilfe brauchen.“

Nabek stieg ab und hob den Mann auf sein Pferd, um ihn ins Dorf zu bringen. Doch kaum saß der Fremde im Sattel, richtete er sich auf, trieb das Tier an und ritt ein Stück davon. Er riss sich dabei die Kapuze vom Kopf und rief triumphierend: „Ich bin es, Dagar, und dein Pferd ist jetzt mein!“ Nabek rührte sich nicht. Er stand da, wie zu Stein erstarrt. Dagar wartete auf einen zornigen Ruf und darauf, dass der Betrogene versuchen würde, seinen Besitz wiederzubekommen.

Doch nach einer Weile sagte Nabek nur: „Es ist wahr, das Pferd gehört jetzt dir. Ich muss darum trauern und auch um unsere Freundschaft. Doch ich habe noch eine Bitte an dich.“

Misstrauisch und darauf bedacht, seinem Nachbarn nicht zu nahe zu kommen, fragte Dagar: „Was willst du denn?“

„Bitte erzähle niemandem jemals, wie du zu diesem Tier gekommen bist. Wenn diese Geschichte die Runde macht, könnte sie viel Schaden verursachen. Denn höre, das nächste Mal, wenn einer jemanden in Not sieht, denkt er vielleicht zwei Mal nach und zögert, ehe er ihm hilft. Das Vertrauen zwischen uns ist der größte Schatz, den wir in der Wüste besitzen können. Wenn die Menschen beginnen, ihr Mitgefühl anzuzweifeln, wird großer Schaden entstehen und vielleicht sogar jemand sein Leben verlieren. Deshalb bitte ich dich, niemals zu erzählen, was du heute getan hast.“

Auf diese Worte wurde Dagar ganz still. Für eine Weile schien es, als würde selbst der Wüstenwind schweigen. Nach einiger Zeit senkte er den Kopf, stieg vom Pferd, nahm es bei den Zügeln und brachte es zu Nabek zurück: „Verzeih mir.“

An diesem Abend teilten die beiden ihr Essen miteinander und tranken dabei auf die Freundschaft und das Mitgefühl.

Frau Wolle aus: König Lichterloh, illustriert von Almuth Mota, Tyrolia-Verlag-Innsbruck-Wien

Das kleine Orchester

Es war einmal eine große Mäusefamilie, die wohnte im Keller eines Konzertsaals. Dort gab es zwar wenig zu fressen, aber wenn die großen Orchester im Saal oben ihre Konzerte gaben, saßen die Mäuse still auf ihren leeren Nusschalen und hörten andächtig zu.

„Wer das könnte“, sagte der Vater zur Mutter, „wer das könnte“, und beide seufzten. Eines Tages sagte das älteste der Mäusekinder zu seinen Geschwistern: „Wieso sollten wir das nicht können? Kommt, wir gründen ein Orchester!“

„Aber die Instrumente“, sagte die Mutter, „woher wollt ihr die Instrumente nehmen? All die herrlichen Geigen, Flöten und Trompeten?“

„Mach dir keine Sorgen!“, sagte die kleine Maus, „wir finden schon etwas.“ Und zusammen mit ihren sechs Brüdern und Schwestern ging sie auf die Suche nach Kartons, Büchsen, Schnüren, Schrauben, Hölzern und was man sonst noch so braucht, um schöne Musik zu machen.

Die sieben Mäusegeschwister leimten, hämmerten und sägten zwei Nächte lang, und dann war ihr Orchester fertig. Jedes Instrument konnte zwar nur einen Ton machen, aber was für einen! Stundenlang spielten die Mäuse nichts anderes als diesen Ton, der sich aus sieben einzelnen Tönen zusammensetzte.

Als die Mutter hörte, wie schön ihre Kinder musizierten, knabberte sie im Konzertsaal die schwarzen Vorhänge an und nähte allen ihren Kindern einen Frack, und auch dem Vater, denn er war der Dirigent des Orchesters.

Während die Mäuse im Keller übten, fragte der Hausmeister des Konzertsaals seine Frau: „Hörst du auch einen seltsamen Ton?“

„Ja“, sagte die Frau, „wo der nur herkommt?“ Sie fanden es nicht heraus, sie merkten nur, dass sie plötzlich ganz gut aufgelegt waren und dauernd kichern mussten.

Am nächsten Tag hörten sie den Ton wieder, da gingen sie in den Keller und sahen das Mäuseorchester bei der Arbeit.

Still und fröhlich stiegen sie wieder nach oben. Die Frau des Hausmeisters hatte die Fräcke der Mäuse gesehen. Der Stoff war ihr merkwürdig bekannt vorgekommen, und sie schaute sich die Säume der Vorhänge im Konzertsaal an. Aber statt zu schimpfen, musste sie einfach lachen.

Am nächsten Tag war große Aufregung in der Stadt, denn das Staatsoberhaupt des Nachbarlandes kam zu Besuch, Königin Ariola, und ihr zu Ehren gab es ein Konzert im Konzertsaal.

Das große Landessinfonieorchester sollte die „Sinfonia pomposa“ spielen, und die Mäusemutter freute sich schon auf die Pauken und Trompeten. Wie groß war der Schrecken, als kurz vor Beginn des Festkonzertes bekannt wurde, dass das ganze Orchester auf der Autobahn stecken geblieben war.

Niemand wusste, was tun.

Da ging der Hausmeister in den Keller und fragte die Mäuse, ob sie vielleicht beim Empfang der Königin Ariola spielen könnten.

„Wann soll denn das sein?“, fragte der Mäusevater, „wir müssen natürlich für einen solchen Anlass schon etwas üben.“

„In fünf Minuten“, sagte der Hausmeister, denn soeben betraten die hohen Gäste den Konzertsaal. „Was?“, rief der Vater, „da können wir ja gar nichts vorbereiten!“

„Spielt einfach das, was meine Frau und ich gestern gehört haben“, sagte der Hausmeister, „das ist gut genug.“

Da zogen alle Mäuse, so schnell sie konnten, ihre kleinen Fräcke an, packten ihre Instrumente und krabbelten durch einen Mäusegang hinter die Orchesterbühne. Der Hausmeister ging nach oben und schob dem Präsidenten des Landes einen Zettel zu, und der sagte am Schluss seiner Ansprache: „Leider steckt unser großes Orchester immer noch im Stau. Deshalb wird die ‚Sinfonia pomposa‘ von Mario Moreno Bombardieri heute von der kleinen Formation des Landessinfonieorchesters gespielt – ich bitte Sie um einen Applaus.“

Und zum Applaus des ganzen Saales trippelten die Mäuslein mit ihren selber gemachten Instrumenten auf die Bühne, der Vater klopfte mit einem Haselnusszweiglein um Ruhe, hob es dann in die Höhe und gab den Einsatz.

Und als nun das kleine Orchester den langen und immer gleichen Ton spielte, wurde es den Leuten ganz eigenartig im Trommelfell, im Zwerchfell und im Handtäschchen. Königin Ariola, die sonst immer streng und böse dreinschaute, brach auf einmal in ein Kichern aus. Auch der Bundespräsident konnte sich nicht mehr beherrschen, er stieß seinem Außenminister in die Rippen, dieser schlug dem Verteidigungsminister von Königin Ariola auf die Schenkel, und zuletzt kicherte der ganze Saal mit. Da fragte Königin Ariola ihren Prinzgemahl Sowieso von Kohlen Halbbatz, wieso sie kein solches Orchester hätten, und dieser versprach, sofort eins anzuschaffen, wenn sie wieder zu Hause wären. „Wieso nimmst du dieses Orchester nicht einfach mit?“, kicherte seine Frau.

Als Königin Ariola und Prinz Sowieso von ihrem Staatsbesuch wieder nach Hause fuhren, saß im Extrazug auf dem Tisch des Salonwagens gleich neben dem Käsebuffet unser ganzes Mäuseorchester samt der Mutter, die fast nicht glauben konnte, was für eine Ehre ihnen zuteil wurde. Aber ihre Kinder hatten es immer gewusst, und wann immer Königin Ariola sie von jetzt an darum bat, spielten sie ihren einen Ton, und wer immer ihn hörte, musste lächeln und war einen Moment lang zufrieden.

von N. Heidelbach aus: Das große Buch – Geschichten für Kinder, Hanser-Verlag